

Der Amerikanische Traum

Jeder weiß doch,
was damit gemeint ist.
Warum also über etwas schreiben,
was jeder schon weiß?
Aber womöglich ist das, was vielleicht noch nicht jeder weiß,
nur das, was ich selbst noch nicht weiß.
Ob es mir glücken wird,
davon im Schreiben etwas herauszufinden?
Es ist nicht mein Beruf, mich »mit Worten auszudrücken«.
Ich bin kein Philosoph, kein Soziologe,
kein Psychologe und schon gar kein Journalist.
Mein Beruf ist es,
zu sehen und etwas Gesehenes zu zeigen,
was dann auch zu einem Erzählen oder Schreiben werden kann,
aber in Bildern, im Kino.
Mit dem »Amerikanischen Traum« kann ich mich deshalb weder
philosophisch befassen noch soziologisch oder wie auch immer,
ich kann nur weitergeben, was mir aus meiner Sicht
in den Sinn kommt.
SICHT: was ich sehe.

TRAUM: etwas vor einem inneren Auge sehen.
Aber: wenn man etwas direkt vor Augen hat,
kann man dann davon noch träumen?
Ich lebe seit sieben Jahren in Amerika.
Was ist aus meinem eigenen Amerikanischen Traum geworden?
Und ist er trennbar von dem Traum,
den Amerika selbst träumt?
Wenn es überhaupt träumt.

AMERIKA und der Traum davon: von draußen.
AMERICA und sein Traum von sich: von drinnen.
Beides heißt: »AMERICAN DREAM«.

Zuerst fällt mir dazu nur Mist ein.
Dreck im Kopf,
tausendmal gedacht und millionenmal hinterhergedacht.
Wie soll ich darüber noch nach-denken können?
Das muß ein riesengroßes Klischee sein,
sonst würde es sich nicht so hartnäckig jeder anderen
als einer vagen Vorstellung von dem, was es meint,
entziehen.

Wovon handelt er, dieser Traum?
Wer träumt ihn? Und mit welchem Recht?
Auf wessen Kosten und:
Was ist »Amerikanisch«?

Natürlich gibt es Nord- und Süd-Amerika.
Natürlich gibt es in Nordamerika die USA und Kanada.
Natürlich nennen sich nur die US-Amerikaner »Amerikaner«.
Natürlich sollte man unterscheiden.
Trotzdem nenne ich hier einmal ruhig die
Vereinigten Staaten »Amerika«,
weil sich ihr Traum so nennt.

»AMERIKA«
meint immer zweierlei:
ein Land, geographisch, die USA,
und eine Idee von diesem Land, das Ideal dazu.
»American Dream« daher:
ein Traum VON einem Land
IN einem anderen Land,
das dort liegt, wo der Traum spielt.

Auch das Wort »TRAUM« ist ja zweideutig.
Meint es doch zum einen
ein regelrechtes »Träumen«, im Schlaf,
und zum anderen ein Vorstellen und Erhoffen
im Wachen;
meist einer besseren Zukunft.
»Der Amerikanische Traum«, so verstanden,
ist daher doppelt sehnsüchtig und doppelt entrückt.

»I want to be in America« singen die Jets
in dem berühmten Lied aus der *West Side Story*.
Sie sind schon in Amerika,
aber trotzdem wollen sie noch hin.
In das andere, das Gelobte Land
werden sie aber nicht kommen,
denn die Jets sind aus Puerto Rico
und die Hälfte der Bevölkerung,
der schwarzen und lateinamerikanischen Bevölkerung
ist heute arbeitslos und hoffnungslos verarmt.

Der »Amerikanische Traum« war immer zum Greifen nahe.
Das hieß: für viele träumbar, für wenige realisierbar.
Die Wenigen haben mit dem Traum der Vielen
den ihren wahr machen können.
Wovon handelt er also?
Von den Unbegrenzten Möglichkeiten?
Von Autos, Eigenheimen und Swimming Pools?
Von den weiten Ebenen?
Von den unermeßlichen Räumen zwischen zwei Ozeanen?
Von den Freeways und den Motels?
Von dem Abenteuer und der Freiheit
zu werden, wer man will,
und zu sein, wie man will?
Von der Freiheit?
Was für eine Freiheit meint die Statue namens Liberty?

Deshalb, noch einmal:
»Der Amerikanische Traum«, was ist damit gemeint?
Je mehr ich darüber nachdenke,
um so weniger weiß ich,
um so mehr »Meinungen« drängen sich auf.
Mir scheint, man zitiert ihn nur noch
als etwas von gestern,
ironisch oder zynisch.
Es ist wohl nichts leichter, als diesen Traum
herunterzuputzen.
Er hat sich sehr ins Unrecht gesetzt.
Zu viele mußten für ihn bezahlen,

und nicht nur an der Kinokasse.
Zu leer ist sein Versprechen geworden,
in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts,
zu sehr ein Vorwand für Gier,
Überheblichkeit und Machtsucht.
Waren die in diesem Traum von Anfang an angelegt?

Ist er ausgeträumt, der Amerikanische Traum?
Träumt ihn noch jemand wirklich
oder träumt ihn nur noch das Kino weiter?
Gäbe es ihn überhaupt ohne das Kino?
Ist nicht Amerika eine Erfindung des Kinos?
Gäbe es in der Welt das Träumen von Amerika
ohne das Kino?

Kein anderes Land der Welt hat sich so veräußert
und seine Bilder, sein BILD von sich
mit solcher Macht in aller Herren Länder ausgesandt.
Seit 60 oder 70 Jahren, seit es das Kino gibt,
verkünden die Amerikanischen Filme,
oder dieser EINE Amerikanische Film,
den Traum vom beispiellosen und beispielhaften,
dem Gelobten Land.
Das Amerikanische Fernsehen
hat diesen Werbefeldzug nur noch gewaltig potenziert
über den ganzen Planeten.
(Reklame, so spürt man ja oft deutlich,
wird nur gemacht für etwas, was einer Werbung bedarf.
Warum wirbt dieses Land mehr für sich als jedes andere?
Weil es das nötiger hat?)

»Amerika« war die Hoffnung
von Millionen Auswanderern aus aller Welt,
vor allem der Unterdrückten Europas.
Nun sind alle diese ehemals Hoffenden
seit Generationen dort und nennen sich »Amerikaner«.
(Nur die letzten Indianer
nennen sie noch immer:
»die Europäer« oder den »weißen Mann«.)

Wovon aber handeln ihre Hoffnungen,
seit sie »die Amerikaner« geworden sind?
Ein Land, zusammengebraut aus den Träumen aller Welt,
wovon träumt es?
Von sich selbst?
Gibt es denn Amerika überhaupt als »es selbst«?
Oder soll man es nicht immer noch verstehen
als die große weiße Leinwand,
auf die sich die Welt ihre Träume projiziert?
Ist nicht »Amerika« selbst die große Projektion?

Amerika, das Bilder-Land.
Land aus Bildern.
Land für Bilder.
Selbst Schrift ist hier zu Bildhaftigkeit geworden
wie nirgendwo sonst.
Mit einer nicht enden wollenden Phantasie
sind Buchstaben und Zahlen
verwandelt worden in Zeichen, in neue Ikonen.

Bilder und Zeichen überall,
auf riesigen Tafeln, fotografiert, gemalt, in Neonlicht.
Nirgendwo sonst zu solch einer Kunst geworden.
Nirgendwo sonst eine solche Inflation von Zeichen.
Nirgendwo sonst das Auge so beschäftigt,
so überbeschäftigt.
Nirgendwo sonst das Sehenkönnen so in Anspruch genommen,
so im Dienst der Verführung.
Nirgendwo sonst daher so viele Sehnsüchte und Bedürfnisse,
weil nirgendwo sonst solche Seh-Süchte.

Nirgendwo sonst ist daher auch das Sehen so abgewetzt.

Immer müssen daher noch auffallendere Bilder erfunden werden,
solche, die die vorigen noch übertrumpfen.
Was verkommt: der Blick für das Einfache: die Natur.
In allen großen Naturparks,
als ob es Natur nur als Park geben könnte,
(und überall, wo es »schön« ist, ist auch schon

ein Park, der aus seiner Natur ein anderes
Disneyland macht),
überall jedenfalls sind die Punkte schon beschildert,
wo man sich zum Gucken hinstellen soll
und wo sich das Fotografieren der Aussicht lohnt.
So sind die Einstellungen für die Fotos schon vorgegeben,
so daß Millionen die Bilder machen können,
die das Bild, das es schon gibt, bestätigen.

Genauso macht es das »Amerikanische Fernsehen«
mit seinen Zuschauern und ihrem Blick in die Welt.

DIE MACHT DER BILDER:
DIE MACHT DER BESTÄTIGUNG:
DIE BESTÄTIGUNG DER MACHT.

»The American Dream«.
Auch ein Traum besteht aus Bildern,
viel mehr als aus Worten.
Träume SIEHT man.
Wie soll dann ein Traum aussehen,
von einem Land und von Menschen,
die zu SEHEN verlernt haben,
weil sie sich schon zu lange an das
GEZEIGT BEKOMMEN gewöhnt haben.
Auch ihren Traum sehen sie nicht mehr,
sondern bekommen ihn nur noch gezeigt.
Vorgeführt.

Zwei ganz ähnliche Wörter:
VOR-FÜHREN
VER-FÜHREN.
In beiden wird geführt.
SICH FÜHREN LASSEN
als die passive Form des aktiven Wortes SEHEN.

Ich ging neulich in New York in ein Kino,
um einen der zahllosen neuen Horrorfilme zu sehen.
Aber der Horror war nicht der Film,

sondern sein Publikum,
Jugendliche, noch Kinder zumeist,
die geschlossen Beifall klatschten
und johlend zustimmten bei jedem neuen Mord,
je blutiger und kannibalischer er sich darbot.
Vielleicht gibt es deshalb keine Western mehr,
weil es in denen keine anderen Tötungsformen gab
als Erschießen und Erhängen.

John Fords Filme jedenfalls
wären für dieses Publikum unsehbar,
ja unsichtbar geworden.

Wie anders als zwiespältig soll man also
dieses Land mit seinem Traum von sich sehen?
Welche andere Haltung ist denkbar außer
»hin- und hergerissen«?
Ich liebe dieses Land mit seinen Städten und Menschen
mehr als alle anderen, die ich kenne.
Ich fürchte es auch mehr.
Ich bin zufriedener dort als anderswo, und bedrückter.
Mir gehen dort die Augen auf,
und ich muß sie mir zuhalten.
Verfolge ich also
die Geschichte meines eigenen Traums von Amerika.
Nicht, weil ich glaubte, sie sei außerordentlich,
aber vielleicht beispielhaft, und deshalb nützlich.
»Mein Amerikanischer Traum«
ginge sonst niemanden etwas an.

Das erste, was ich von Amerika erfuhr,
war in Bildern. In Comics, Micky-Maus-Heften vor allem,
und in Illustrierten. Fernsehen gabs bei uns noch nicht.
Aberwitzige Autobahnkreuzungen.
Bäume, so dick, daß Autos durchfahren konnten.
Frauen in Bikinis. Überhaupt: die schönsten Frauen.
Autos. Unvorstellbar tolle Autos.
Weltrekorde auf Salzseen.
Flugzeuge, die durch doppelte Schallmauern brachen.

Ein Junge in der Nachbarschaft
bekam von den Verwandten in Amerika eine Cowboy-Ausrüstung.
Richtiges Leder!
Und ein Jahr später eine Indianer-Ausrüstung.
Richtige Federn.
Das Verkleiden an Karneval
bot sowieso immer nur die eine Alternative:
Cowboy oder Indianer.
Meine Mutter gab zu bedenken,
daß es doch auch noch andere Kostüme gäbe:
Clowns z.B. oder Chinesen.
Ein lächerliches Ansinnen.

Und dann endlich alt genug, um ins Kino zu gehen.
Deutlicher als alles andere
erzählten die Amerikanischen Filme von Amerika.
Vor allem die Western, die ich am liebsten sah.
Das Aufregendste: daß diese abenteuerlichen
Geschichten von Pionieren der Wildnis
nur ganze hundert Jahre zurücklagen.
Irgendwie war mir das ganz wichtig.
Das war eine vorstellbare Vergangenheit.
Das waren nicht sichtlich »erfundene« Geschichten
aus grauer Vorzeit oder aus dem Mittelalter
wie die Herkulesfilme, oder die Ritterfilme.
Das war vielmehr noch gar nicht lange her,
der Wilde Westen.
Die anderen Himmelsrichtungen sagten mir nicht viel,
weder der Hohe Norden, noch der Tiefe Süden,
oder gar der Ferne Osten.
Meine Richtung war der Westen.

Natürlich gab es diese Amerikanischen Filme
damals nicht anders als deutsch synchronisiert.
Trotzdem war immer deutlich,
was an ihnen die Amerikanische Sprache war:
ein anderes Lebensgefühl.
Das war schon an der Oberfläche dieser Filme spürbar.
Sie waren faßbarer,

wahrer,
und zwar auf eine ganz physische Art.
Abenteuer war da keine Behauptung,
kein angestrebter Vorwand.
Diese Helden und diese Landschaften strahlten
Abenteuer und Freiheit aus,
sie mußten sich gar nicht groß bemühen —
ich hätte ihnen jede Geschichte abgenommen.

Und dann gab es, ein paar Jahre später,
noch eine ganz andere Entdeckung.
Ich war 12 Jahre alt, oder 13.
Musik hatte mich nie interessiert.
Musik, das hieß: Langeweile. Konzerte im Radio.
Still sein und zuhören.
Der Musikunterricht in der Schule war mir verhaßt,
Singen und Chor entsetzlich.
Deutsche Schlager nur eine Geräuschkulisse,
aus der nur selten etwas hängenblieb.
Und dann gab es plötzlich,
von einem Tag auf den andern,
eine Musik,
die mit alledem nichts gemein hatte,
die »Musik« ganz anders und neu definierte.
Sie hieß »Rock'n Roll«
und wurde immer sofort abgedreht. »Urwaldmusik«.
Von dem Tag an gab es für mich Musik.

Das erste Mal in meinem Leben,
daß ich einen Groschen in eine Musicbox steckte,
war für *Tutti Frutti* von Little Richard.
Des Englischen nicht mächtig
habe ich mitgesummt
in den aberwitzigsten Sprachvarianten
und mitgesprochen.
Der Ort war eine Halbstarke-Eisdiele, weit entfernt
von unserem Haus.
Ein für mich verbotener Ort, dessen war ich sicher.
All mein Taschengeld gab ich aus

für das verbotene Vergnügen Rock'n Roll.
Chuck Berry war der andere Große. Und dann Elvis.
Meine ersten Platten blieben jahrelang
in der Wohnung eines Freundes.
Nach Hause
hätte ich die nicht mitbringen dürfen.
Das Neue an dieser Musik war: das pure Vergnügen.
Kein kulturelles Genießen war da verlangt,
nur ein ganz gegenwärtiges, ganz physisches,
einfaches und direktes Erleben. Das war mir neu.
In einem Lied von den *Velvet Underground* hieß es später:
»Rock'n Roll has saved my life...«
Auch für mich stand das nicht außer Frage.
Und wenn es auch nicht unbedingt eine Lebensrettung war,
so doch eine Rettung VOR einem anderen
freudloseren Leben.
Daß diese Musik aus Amerika kam, war nach den
anderen Genüssen, die ich von dorthier kannte,
den Comics und den Filmen, nicht verwunderlich.
Amerika war das Land,
das meinen Begriff von Vergnügen
überhaupt definiert hat. Dort erschien alles offen.
Undeutlich wußte ich: dort gab es, im Gegensatz
zu Deutschland, nichts zu verstecken.

Bevor ich je in Amerika war,
kam ich einmal in Holland, auf einer Landstraße,
in der Nähe von Amsterdam,
an einem gerade eröffneten Holiday Inn vorbei,
dem ersten seiner Art in Europa,
soweit ich mich entsinne.
Und neben der Straße, im Dämmerungslicht,
stand jenes große Neonleuchtzeichen,
grün und gelb gegen den tiefblauen Himmel,
das ich von Filmen oder Ansichtskarten kannte
aus den USA.
Ich stieg aus dem Auto und ging langsam und verzückt
um dieses leuchtende und zuckende Ding herum.
Für mich war es mehr als ein Firmenzeichen.

Es erschien mir wie ein amerikanisches Wahrzeichen.
Ein Denkmal für meine Erwartung von »Amerika«.
Dieses Zeichen war nicht nur dazu da,
gesehen zu werden und auf das dahinterstehende
Hotel aufmerksam zu machen.
Es war auch und vor allem ganz für sich selbst da.
Es war ein Vergnügen, es zu sehen.
Es überstieg seine Funktion in einer Weise,
daß dieser Überfluß mich fröhlich machte.
So stellte ich mir Amerika vor:
als ein Land des Überflusses,
voller leuchtender großer Zeichen,
die einen beflügelten und leichter machten.
Ich sah Amerika als Land des befreiten Sehens.

Zum ersten Mal in AMERIKA
kam ich eines Morgens, in aller Herrgottsfrühe
mit einem Autobus vom Flughafen Kennedy
nach Manhattan.
Ich war ZU HAUSE.
Anders kann ich nicht benennen, was ich empfunden habe
an jenem Tag, an dem ich von früh bis spät
durch die Straßen lief,
in alle Pfützen und in jede Hundescheiße trat,
weil mein Blick nur nach oben gerichtet war.
So neu alles war, so vertraut schien es gleich schon:
in dieser Stadt waren alle anderen Städte,
alle, die ich kannte, enthalten und vorhanden.

Ich war zu Hause, nicht nur, weil ich da war,
»wo ich immer hingewollt hatte«,
sondern auch weil hier, »wo ich immer hingewollt hatte«,
endlich einmal ein Traum im Einklang zu sein schien
mit etwas, das es gab
und das ich wirklich vor mir sehen konnte.
Ich hielt New York für Amerika.
Aber nicht für lange.
Am Abend dieses Tages stellte ich den Fernseher an.
Und lernte Amerika kennen.

Für mehr als eine Woche blieb ich vor diesem Apparat sitzen,
Tag und Nacht,
wie von einer neuen und unerklärlichen Krankheit gepackt,
wie unter einer mächtigen Hypnose.
Dies war eine Sucht, aber keine private,
sondern eine höchst öffentliche.
Aus Fernsehen selbst hatte ich mir nie etwas gemacht.
Das konnte es nicht sein, was mich im 26. Stock
dieses Hotels gefesselt hielt.
Sogar alle meine Polaroidfilme verschoß ich
wie ein Besessener, vor und von den Fernsehbildern,
statt unten durch die Straßen zu laufen.

Nein, es war nicht die Tatsache des Fernsehens selbst,
was mich in Besitz genommen hatte,
es war, WIE dieses Fernsehen funktionierte,
dieses AMERIKANISCHE FERNSEHEN.
Es war das unfassbar laute, geschmacklose, ausgezockte,
menschenverachtende Gebaren dieses Bildersystems,
dem ich anfangs mit fasziniertem Entsetzen zusah
und dem ich dann allmählich ausgeliefert war
wie ein vor Schreck gelähmtes Tier
auf der nächtlichen Landstraße
den Autoscheinwerfern.
So starrte ich in dieses Licht.

Und was ich noch nie vorher gesehen hatte:
Dort gab es nicht mehr die geringste Übereinkunft
zwischen irgendeiner Realität und ihren Abbildern.
Weder in den Nachrichten, oder dem, was sie Nachrichten nannten,
noch in den Shows oder den Serienfilmen
gab es irgendeinen Einklang zwischen menschlich
erfaßbarer und überlieferbarer Wirklichkeit
und dem Produkt auf der Mattscheibe.
Alle Bilder waren vielmehr samt und sonders
auf dieselbe Ebene von Künstlichkeit und Berechnung
reduziert, auf der für mich bislang höchstens
Reklame und Propaganda stattgefunden hatten.
Dieses Fernsehen war tatsächlich

auf allen zehn oder zwölf Kanälen
nur Reklame, nichts als Propaganda.
Und zwar nicht nur in den Reklamespots selbst,
sondern in jedem Programm, sei es ein Spielfilm,
eine Talkshow, ein Quiz oder was auch immer.
ALLES, jedes Bild
wurde in diesem Medium, dem »Amerikanischen Fernsehen«
eingeebnet zu Reklame,
hatte die FORM von WERBUNG.
Werbung wofür?
Das war mir nicht klar. Ich wußte nur:
ich war zu einem Opfer geworden.
Der Sog, der ausging von dieser Art totalen Werbefernsehens,
war enorm, die Techniken,
mit denen die Zuschauer an der Kandare gehalten wurden,
höchst raffiniert.
Einer, der, wie ich, nicht wegschauen kann,
wenn es etwas zu sehen oder zu lesen gibt,
war ausgeliefert.

Später auf diesem ersten Amerika-Aufenthalt
kam ich von meiner ersten Reise »ins Landesinnere«
wie ein begossener Pudel zurück.
Ich war geschockt.
Sie waren alle dagewesen, die Freeways,
die großen Zeichen und die Motels,
die Tankstellen und die Supermärkte, aber:
sonst auch nichts.
Oder anders: ich hatte etwas »dahinter« vermutet
und gesucht, nicht gefunden.

Tagelang war ich gefahren.
Die Landschaften hatten sich allmählich geändert,
waren südlicher und wärmer geworden,
aber die Städte,
das, was sich auf den Landkarten
nach Ausdehnung und Einwohnerzahlen als Stadt ausgab,
das war sich immer gleich geblieben.
Dieselben weiten Straßen

und eben nur und nichts anderes
als Neonmotels,
Neonschnellimbisse,
Neontankstellen
und Neonsupermärkte.
Sonst nichts, eben »nichts dahinter«,
keine Städte und kein städtisches Leben.
In meiner Erinnerung waren all die Orte
durch die ich gekommen war, nicht mehr auseinanderzuhalten,
weil sie sich durch nichts unterschieden hatten.
Auf den ersten Blick.
Aber nur zu dem war ich ja fähig gewesen
auf dieser ersten Reise.
Entsetzt war ich nach New York zurückgekehrt,
und erleichtert. Das war eine Stadt!
DIE Stadt!

Das zweite Mal in Amerika
habe ich mich aus New York gar nicht erst hinausgetraut.
Westlich des Hudson lag, so wußte ich nun, die Wildnis:
eine Leere,
die ich nicht für »Amerika« halten wollte.

Das ist nun über 12 Jahre her.
Auf den zweiten Blick folgte ein dritter, ein vierter
und andere mehr.
Seit sieben Jahren lebe ich jetzt in den USA.
Ich habe gelernt zu unterscheiden
zwischen meiner Erwartung an »Amerika«
und amerikanischer Wirklichkeit.
Ich weiß jetzt, daß die Leere westlich des Hudson
auch, oder erst recht, Amerika heißt.
Ich weiß, daß noch weiter westlich, in Arizona,
Utah oder New Mexico, das Amerika liegt,
das mich am sehnsüchtigsten macht,
und ich weiß, daß ganz weit im Westen, an der Küste,
in Los Angeles,
ein anderer Planet beginnt,
der auch Amerika heißt.

Ich selbst träume nicht mehr von Amerika.
Ich BIN dort, und ich bin gerne dort.
Gewöhnt habe ich mich nicht an dieses Land.
Es überrascht mich immer noch,
vor allem nach jeder Rückkehr aus Europa, der »Alten Welt«.

Jede Reise von Europa nach Amerika
ist auch eine andere als die zwischen zwei Kontinenten:
eine Reise durch die Zeit.
Mir gibt es bei jeder Ankunft dort einen Ruck.
(Ich sage »dort«, nicht »hier«,
weil ich dies »hier« schreibe, in Deutschland.
Dort schreibe ich anders.)
Einen Ruck, nicht unbedingt sofort,
aber vielleicht im Taxi, in der U-Bahn
oder ein paar Stunden später auf der Straße.
Es mag an einer Geste liegen, die ich zufällig sehe,
oder an einem Satz, den ich aufschnappe,
oder an einem Gesichtsausdruck, oder einem der
zahlreichen Passanten, die in laute Selbstgespräche
vertieft sind, oder an einer Szene auf einem Kinderspielplatz,
oder woran auch immer.
Mit einem Ruck sprang ich dann ein paar Jahre vorwärts,
ein paar Jahre in die Zukunft.
In Amerika geht es zukünftiger zu
als in den Ländern Europas:
zukünftigere Formen von Kommunikation,
von Arbeit, von Arbeitslosigkeit,
von Gewerbe, von Freizeit,
von Selbsteinschätzung,
von Gebaren, von Gefühlen,
kurz: zukünftigere Lebensformen.

Die ZUKUNFT.
Immer macht sie auch Angst.
Science-Fiction-Romane und Filme
spielen mit der Zukunftsangst der Menschen
und ihrer gleichzeitigen wilden Neugier
zu erfahren, was kommen wird.

In Amerika angekommen, erfahre ich immer sofort,
was kommen wird.
Wieviel schneller, leichter, und unverbindlicher
der »Umgang mit anderen«.
Wieviel vertrauter die Fremde
und wieviel fremder das Vertraute.
Wieviel ausgesetzter und deshalb abgebrühter die Kinder.
Wieviel vorschneller ein jeder beurteilt werden wird.
Wieviel anonym man sein wird, demnächst,
und daher wieviel freier,
zu tun und zu lassen, was man will,
und wieviel unfreier,
es anders zu tun und zu lassen als alle anderen.
Wieviel einsamer.

Amerika erscheint mir bei jeder Ankunft aufs neue
als ein Spielplatz, auf dem in der Zeit meiner Abwesenheit
neue Regeln aufgestellt wurden.
Auch morgen muß nicht mehr gelten,
was heute noch ausgemacht ist.
Das ist aufregend.
Aber nicht nur.
Denn gleichzeitig kommt es mir jedesmal so vor,
als geschähe all dieses Ausprobieren
von zukünftigen und möglichen Lebensformen
unter einem Druck:
als sei die Gegenwart ohne ständigen Druckausgleich nicht mehr
aushaltbar.

Die Not ist es, die auch in Amerika erfinderisch macht.
Die Not: daß man nicht weiß, WIE man LEBEN soll.
Es gibt keine Beispiele, keine Anleitungen.
Die Bilder, die das Fernsehen und das Kino geben,
helfen nicht. Sie verwirren nur noch mehr,
weil sie in der Realität nicht gelten.

Daß es zwischen ihrem Leben und den Kino- und TV-Bildern
einen Zusammenhang geben könnte,
ja, einmal gegeben hat,
ist den Amerikanern nicht mehr geläufig.

Das haben sie aufgegeben, oder verlernt.
Oder genauer: das ist ihnen ausgetrieben worden.
Und auf diesem Umweg
bin ich beim Schreiben an einem Punkt angekommen,
an dem sich
DER AMERIKANISCHE TRAUM
noch einmal aufdrängt,
aber in einem anderen Zusammenhang,
ALS ALPTRAUM,
als der Druck und die Bedrückung nämlich,
deren Opfer die Amerikaner geworden sind.

Ich will das zurücknehmen, denn:
Wenn eine Idee auf den Hund gekommen ist,
muß das nicht an der Idee selbst liegen,
sondern kann bedingt sein durch die Art und Weise,
wie mit ihr umgegangen worden ist.
NICHT
»Der Amerikanische Traum«
sollte deshalb »Alptraum« genannt werden,
wohl aber die Art und Weise,
in der er benutzt und ausgebeutet worden ist,
und ein ganzes Volk um sein Träumen betrogen hat.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll,
wenn ich reden will
über Ausbeutung VON Bildern
und über Ausbeutung DURCH Bilder.

Es gab einmal
»Das Amerikanische Kino«
und seine Sprache
als legitimes Erzählen von Amerika
und, in seinen schönsten Momenten,
als angemessenen Ausdruck des Amerikanischen Traums.
Dieses Kino gibt es nicht mehr.
Deshalb muß ich noch einmal
das »Amerikanische Fernsehen« beschreiben
als dessen Apotheose,

als die Zerrüttung dieser Sprache,
als Aushöhlung jeder Moral von Bildern
und dem Erzählen in Bildern.

Manchmal,
vor allem nach einer Rückkehr, aus Neugierde,
aber auch wie ein rückfälliger Süchtiger
stelle ich noch einmal das »Amerikanische Fernsehen« an.
Es sind unterdessen mehr Programme geworden,
rund dreißig in New York.
Und dann sitze ich wieder davor, bis zum Morgengrauen,
leer und elend, ausgehöhlt am Ende,
und bin wieder von allen guten Geistern verlassen.
Es ist schwer, das jemandem begreiflich zu machen,
der »Fernsehen« nur in Mitteleuropa kennt.
Da ist kaum etwas zu vergleichen.
Begriffe für diese Macht gibt es hier gar nicht.
Begriffe für das Ausmaß, in dem dieses Medium
bis in die Sprach- und Denkgewohnheiten
(die vielzitierten Sehgewohnheiten sind ja längst im Griff),
die Umgangsformen und Sitten eines Volkes neu formuliert
und sich untertan gemacht hat.

Menschliche Gefühle
und Beziehungen, vor allem
Männer und Frauen in ihrem Verhältnis zueinander,
»LIEBE«,
preßt das Fernsehen in Formen und Normen,
daß einem vor der Zukunft graut
und vor der Selbstachtung eines Volkes,
das sich damit durch und durch identifiziert.
Aber es gibt für das schmerzliche Zusammenzucken vor dem
durchaus auch andere Beispiele, [Fernseher
die Zurschaustellung anderer Gefühle:
SCHMERZ oder TRAUER zeigen, zum Beispiel.
In allen Soap Operas z.B., diesen Serien,
die sich von Tag zu Tag über Jahre hinaus weitererzählen,
gibt es zuhauf jene Momente,
wenn jemand eine schlechte Nachricht empfängt,

sagen wir: vom Tod eines Angehörigen.
Wie dann in den lächerlich geschminkten Gesichtern
meist lächerlich reicher, lächerlich angezogener
Puppenweiber oder Dressmänner
ein »Ausdruck« erscheint,
der im besten Fall als »Selbstmitleid« zu deuten ist,
auf jeden Fall aber als narzißtische Geste
von Selbstdarstellung,
die schon lange nicht mehr in der Lage ist,
Schmerz oder Trauer zu empfinden
für einen anderen, oder die Welt.
Wovon ich rede:
wie diese Krankheit der UNECHTEN GEFÜHLSDARSTELLUNG
zur nationalen Krankheit der
UNECHTEN GEFÜHLSEMPFINDUNG wird,
allmählich, zur Unfähigkeit von kommenden Generationen,
Gefühle anders zu verstehen
denn als Form von effektheischender Selbstdarstellung.

Noch ein Beispiel, das Gegenteil:
FREUDE zeigen.
Bei all den »Gameshows«,
vormittäglichen Sendungen vor allem für Hausfrauen,
manche seit Jahrzehnten im Programm:
die unweigerliche Nahaufnahme
vom Aufjauchzen der Gewinnerin, die so aufjauchzt,
die Hände zusammenschlägt und herumtanzt,
wie sie das AUS DEM FERNSEHEN KENNT,
wo es ALLE Gewinnerinnen so machen.
Endlos traurige Formen
genormter Selbstdarstellung und der Abhängigkeit
von solchen Formen.
Dann der Schnitt zu der Nahaufnahme von der Verliererin
und ihrem traurigen Blick auf die Gewinne,
die Autos, Videoausrüstungen, Sofas oder was auch immer.
Dann der Schnitt zu der Nahaufnahme von dem Showmaster
und einem überlegenen Lächeln.
Dann die perfekten Gesten der Mädchen um ihn herum,
die die benommenen Kandidatinnen abführen.

Schmerzhafter als diese Bilder
ist aber jedesmal
das Wiederentdecken dieser Grimassen ringsherum,
»im Leben«.
Und dazu gehört auch
dank Fernsehen das ständige Grinsen
des Amerikanischen Präsidenten,
des Über-Showmasters.

Oder eine ganz andere Art von Schmerzmoment:
Wenn die Fernsehzuschauer aufgefordert werden
von einem der unzähligen »Heiler« oder Prediger,
per Handauflegen auf das TV-Gerät
teilzuhaben und teilzunehmen an dem,
was da an Segens- und Heilswirkung ausgehen soll.
Der Schmerz ist dann das innere Bild von den Millionen,
die aufstehen und wirklich ihre Hände auf die
Fernseher legen: sich schämen wie ein Voyeur
für so viel Einsamkeit
und Entferntheit
von menschlichem Maß.

Nirgends wird »Der Amerikanische Traum«
noch eindringlicher beschworen
als in den religiösen Sendungen der »Moralischen Mehrheit«.
Im Amerikanischen Fernsehen gibt es sie zu Hunderten
in regionalen und überregionalen Versionen,
in obskuren Kleinstprogrammen
wie in solchen mächtiger Konzerne.
Insgesamt ein riesiger Bestandteil des täglichen TV-Programms,
vor allem an Sonntagen
oder, unter der Woche, am späten Abend.
Sicher sind nicht alle
in einem Atemzug zu nennen
oder über einen Kamm zu scheren. Aber
oft genug ist das Schauspiel, das da geboten wird
nur noch viehisch. Es spottet jeder Beschreibung,
wie da Gott angerufen und gleichzeitig auf mieseste Art
Schindluder getrieben wird mit den Nöten der Menschen,

nur um ihnen möglichst viel Geld aus den Taschen zu ziehen,
wie da Wunderheiler auftreten,
als sei man auf den Jahrmärkten des Mittelalters,
wie da die schmutzigsten Schmierkomödianten
Moral und Sauberkeit predigen,
und wie unverschämt da noch
AMERIKA
beschworen wird
als Retter der Welt.

Ich will nicht sagen, solche Demagogen
habe es nicht immer gegeben, gäbe es nicht auch woanders.
Nur: nie und nirgends
stand ihnen solch ein Machtinstrument zu Gebote
wie »Das Amerikanische Fernsehen«.

Aber auch in jeder Predigt
und während jedes Wunders,
alle fünf Minuten,
die Unterbrechung für den

COMMERCIAL

Eine der wichtigsten amerikanischen Vokabeln,
will sagen »Reklamespot«, aber, als Adjektiv, auch
»kommerziell«, also »erwerbsträchtig«.
Die Commercials unterbrechen das Fernsehprogramm
in regelmäßigen Abständen, egal, was da läuft;
daran hat man sich so gewöhnt wie an die Tatsache,
daß auf den Tag die Nacht folgt.
Was wie die Nacht dem Tag folgte, war auch:
das »Amerikanische Fernsehen« übernahm
die Form des Commercials
und machte sie zu seiner eigenen, nämlich:
so schnell, rasant und knapp und »blendend« wie möglich
die Dinge zu präsentieren.
Die Form wurde, wie sie das so an sich haben kann,
zum Selbstzweck
und damit



»ÜBERRUMPELUNG«

zur Präsentationsform und zum Inhalt selbst
des »Amerikanischen Fernsehens«.

Auch der nächste Schritt war ganz logisch.
Der Spielfilm,
beliebtester und wichtigster Bestandteil des Fernsehprogramms,
wurde auf dieselbe Art vereinnahmt.
Das hieß: nachdem das Fernsehen aussah wie permanente Werbung,
sah der Spielfilm bald so aus wie Fernsehen.
Film und Fernsehen hatten nun ein und dieselbe Form:
die des Commercials.
»Kommerziell«, »erfolgreich« oder »geldbringend«
sind nur schlechte Übersetzungen dieses Vorgangs
und erfassen nicht die Tragweite dieser Veränderung.
Filme waren ja auch vorher schon
ein einträgliches Geschäft.

Der entscheidende Unterschied:
sie haben nun nichts mehr zu erzählen.
Ihre Form braucht das nicht mehr, genauer:
sie läßt es nicht mehr zu.
Diese neue Art von Filmen,
deren Ursprung das Fernsehen und die Werbung ist,
TUN NUR NOCH SO, als würden sie erzählen.
Was sie wirklich WOLLEN, ist:
übereinnahmen. Blenden.
ERZÄHLEN ist nämlich schwer:
Da muß man etwas zu sagen haben,
da wird man letzten Endes, so gut man auch erzählt,
an der Wahrheit des Erzählten gemessen.
Übereinnahmen und Blenden, WERBEN, ist dagegen leicht:
da muß man nichts zu sagen haben,
solange das Gesagte und Gezeigte
gut klingt und eindrucksvoll aussieht.
Zu verifizieren ist da nichts mehr.
Ein gutes Beispiel ist der Film *Flashdance*:
ein 90minütiger Werbespot, dessen Regisseur
zuvor nur Commercials gedreht hat.

Was das zu tun hat mit dem »Amerikanischen Traum«?
Viel. Alles.

Denn: wofür wirbt so ein Werbe-Spielfilm
wenn nicht für sich selbst als Form?
Und die heißt in Amerika:

ENTERTAINMENT.

Die Amerikanische Staatsphilosophie.
Entertainment: Werbung für Amerika.
Das deutsche Wort auch hier — kaum angemessen.
»Unterhaltung« ist was Netties.
»Entertainment« in Amerika ist etwas Totales.

Die Unterhaltungsindustrie ist wahrscheinlich
schon jetzt der größte Wirtschaftszweig der USA
nach der Rüstungsindustrie, und einzig logisch,
daß eines Tages sie
zum wirklich größten Wirtschaftsfaktor wird.
Je unmöglicher und undenkbarer Kriege werden,
vor allem weltweite,
desto einleuchtender wird die weltweite Unterhaltung
zur Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Ein Film wie *Star Wars*, wahrlich »unterhaltsam«,
macht das besonders deutlich, nicht nur,
weil er vom Krieg handelt, und nicht nur,
weil er auf der ganzen Welt, also »weltweit«,
einer Generation von Kindern
eine neue Art von Kriegsbildern liefert,
eine neue Kriegsmythologie,
sondern auch:
weil er am Ende, in aller Unschuld offenbart,
wo diese Bilder herkommen und deshalb hingehören:
Die Schlußsequenz ist eine schön getreue Kopie
einer Sequenz aus Hitlers größtem Werbefilm
Triumph des Willens.

In Amerika ist Entertainment das Politischste.

Tatsächlich forderte unlängst
der Amerikanische Präsident
im Amerikanischen Fernsehen
die Entwicklung militärischer *Star Wars*-»Waffen«.
Daß er selbst ein Schauspieler in Hollywood war,
denke ich immer noch als Pointe
denn als Notwendigkeit.

Ein Nebengedanke:
Wie schwer verständlich es doch ist,
daß so ein Wort wie »Traumfabrik«
immer einen bewundernden Unterton hat,
wo es doch im Grunde
in eine Reihe gehört mit Wörtern wie
»Gehirnwäsche«, »Massenvernichtung«.

Es ist schwer zu formulieren,
was in Amerika als »politisch« verstanden wird,
denn es gibt diesen Begriff zu oft
nur noch in seiner Negation,
als Abwesenheit von Politischem.
Im Amerikanischen Fernsehen
gibt es keine oder kaum politische Sendungen,
wie man sie in Europa voraussetzt
als selbstverständlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens.
Im Amerikanischen Fernsehen
gibt es einfach keine
ernsthafte Erörterung politischer Inhalte.
Manche Sendungen TUN zwar so, ALS OB, erliegen aber,
um sich solche Inhalte leisten zu können,
auch wieder dem Zwang, unterhaltsam zu sein.
Selbst in Nachrichtensendungen des Amerikanischen Fernsehens
gibt es »Politisches« nur ganz spärlich.
Was man erfährt
über die Welt, von der Weltpolitik
ist lächerlich wenig. Auch hier beherrscht
die Form der Präsentation den Inhalt.
Die aberwitzigen Geschichtchen, interessant aufgemacht,
haben Vorrang vor der politischen Information.

Die Amerikaner sind weniger über die Welt orientiert
als manche »unterentwickelte« Nation.
Sie sind daher erstaunlich wenig neugierig auf die Welt.

Entertainment heißt deshalb auch:
Ersatz für Information.
»Ablenkung« eben, nur daß die Abgelenkten
schon keine Idee mehr davon haben, wovon sie abgelenkt werden
und wozu.

»Abwesenheit« von Politik als das wirklich Politische.

Der ALLERSPÄTESTKAPITALISMUS kann sich nur behaupten,
indem er lügt, daß sich die Balken biegen.
Er macht das nur sehr viel angenehmer, unterhaltsamer
als sein ideologischer Rivale,
der ALLERSPÄTESTSOZIALISMUS,
nämlich: mit großartigen leeren Formen
statt mit großartigen leeren Inhalten.
Einig sind sich beide vor allem in dem,
was sie verschwiegen haben wollen:
die jeweiligen Träume sind längst den Bach hinunter.

Was immer der »Amerikanische Traum« einmal war,
es träumt ihn niemand mehr.
Er wird nur noch »vorgeträumt«
von der Werbe-Industrie.
Quer über den ganzen Kontinent
spannt sich ein riesengroßes Billboard,
das umso greller von Freiheit und Wohlstand kündigt,
je mehr Unfreie und Arme
in seinem Schatten stehen.

Jetzt habe ich mich regelrecht in Wut geschrieben
und deshalb, entgegen meinem Vorsatz,
wohl doch wieder nur über das,
»was jeder schon weiß«.
Kaum läßt man sich ein, über »Ideologie« nachzudenken,
schon färbt sie ab.

Ich muß mich auch zügeln,
nicht über »Amerika« schreiben zu wollen,
sondern über den Traum davon,
wie er verkommen ist, und womit das zusammenhängt.
Das ist schwer auseinanderzuhalten.

Die Amerikaner selbst können das auch nicht.
Sie sind unsicher.
Sie wissen nicht, wie ihnen geschieht.
Erst wird ihnen ihr Traum gestohlen,
und dann wird er ihnen tagtäglich wieder verkauft.

Abgestumpft
von zuviel falschen Bildern und Tönen von ihrem Traum,
von zuviel leeren Formen und beschwichtigenden Formeln,
geht es ihnen jetzt so,
daß sie doch lieber diesen falschen Bildern Glauben schenken
und sie zu einem neuen Standard
ihrer Lebensformen machen lassen,
als daß sie ihre Staatsphilosophie »Entertainment«,
die wirkliche »Amerikanische Großmacht«,
anzuzweifeln wagten.
»Amerikanische Identität«:
eine offen klaffende Wunde.

Oft wird die amerikanische Geschichtslosigkeit genannt
als Grund für diese Verunsicherung.
Das ist eine Ausrede.
Geschichtslosigkeit könnte genauso gut ein großer Vorteil sein.
Nein, wenn die Amerikaner oft neidisch
nach der »Europäischen Kultur« schielen
und ihren Mangel an Kultur beklagen
und ihn ihrer Geschichtslosigkeit in die Schuhe schieben wollen,
dann aus Feigheit oder Unfähigkeit,
ihre Kultur und ihre Geschichte einzugestehen als eine,
die immer nur auf Vermarktung aus war.
Was Wunder, daß jetzt nur noch der Markt übrig ist.
Es ist schmerzhaft, den
als »nationale Identität« anzuerkennen.

Der große Mythos vom freien Menschen,
der sich selbst bestimmt und seine Träume
Wirklichkeit werden lassen kann,
wenn er nur will:
davon ist nichts übrig als die hohle Maske
und das höhnische Zerrbild,
an jeder Ecke hergezeigt
in jeder Zigaretten- und Autoreklame.

Totalitär,
anders ist die Herrschaft der leeren Bilder
über das Land namens »Amerika«
nicht zu beschreiben.
Daß sich in den Moloch Entertainment
noch einmal eine Moral hineinstehlen könnte,
die wahre Bilder entstehen zu lassen in der Lage sei,
ist unwahrscheinlich.
Und außerdem: wer würde sie noch unterscheiden können
von den Milliarden verlogener anderer.

»Der Amerikanische Traum«.
Wenn er doch nur unreproduzierbar geblieben wäre!
Wenn er doch von niemandem sonst gesehen worden wäre
als von den Träumenden selbst!
Wenn ihn niemand hätte benutzen können für nichts...

Ich stelle mir Amerika vor
ohne seine ihm übergestülpte Selbstdarstellung
und ohne die Zurschaustellung seines Traums:
ohne den Zwang also, der über ihm liegt.
Ich stelle mir Amerika vor
ohne all die falschen Bilder
und sehe ein großartig schönes,
weites, offenes und großzügiges Land.
VON dem man nur so träumen könnte.
IN dem man nur so träumen könnte.

In dem man zum Beispiel auch
gleichzeitig zu Hause und unterwegs sein könnte.

In Amerika gibt es das.
MOBILE HOME.

Das ist eine widersprüchliche Wortkombination,
in der aber eine Freiheit definiert ist;
eine geringe vielleicht,
aber bei mir steht sie hoch in Ehren.
»Mobile« ist stolz gemeint und heißt das Gegenteil von
»festgefahren«, »auf der Stelle treten«, »sitzen bleiben«.
»Home« heißt »daheim«, »zu Hause«.
Ein Heim sollte ja eben nicht beweglich sein,
es zeichnet sich gerade dadurch aus,
daß es irgendwo fest-steht.
Im Deutschen gibt es deswegen nicht nur
den widersprüchlichen Ausdruck nicht
(»Wohnwagen« oder »Fertighaus« meinen etwas anderes),
sondern auch nicht die Sache selbst:
ein Haus, das man irgendwo hinstellt
und nächstes Jahr woanders.
Auf den Amerikanischen Autobahnen
kommen einem ständig Häuser entgegen.
Und wenn man unter der Geschwindigkeitsbegrenzung fährt,
kann man leicht von einem Haus überholt werden.
Das Land ist zu weit, als daß man sich entscheiden könnte,
wo man bleiben will.
Also gibt man lieber zu, daß man nicht weiß,
wo man hingehört.
Darin steckt eine Freiheit.
Und auch darin, daß man in Amerika überallhin kann,
ohne sich woanders abzumelden,
überall wohnen kann, ohne sich anzumelden,
und in jedem Motel unter irgendeinem Namen
sich schlafen legen kann.

Auf Motivsuche für einen Film bin ich im letzten Jahr
zwei Monate lang kreuz und quer
durch den Amerikanischen Westen gefahren.
Nicht auf den Hauptstraßen, sondern weitab,
durch leere und entlegene Landschaften.

Zwischendurch einmal auch auf der legendären Route 66,
oder was davon hier und da noch übrig ist.
Dort, wo der transkontinentale Freeway jetzt geradeaus führt
und die alte Route vor langer Zeit einen Bogen machte,
dort gibt es noch Stücke von der Landstraße,
auf der in den zwanziger und dreißiger Jahren
Millionen aus dem Osten und der Depression
in den Westen gefahren sind.
Jetzt ist die Straße verlassen.
Kaum einmal ein Auto, das einem begegnet.
Verfallene und verfallende Tankstellen und Coffee-shops
säumen den Weg.
Das Wetter trägt sie ab, und die Wüste begräbt sie
wieder unter sich.
Wie Ruinen aus dem Altertum ragen manchmal noch Kamine
aus dem Gestrüpp und stehen Tanksäulen im Sand herum.
Und überall vom Rost braun zerfressene Autowracks.

Woanders fand ich ganze Dörfer und Kleinstädte
zugenagelt und zum Verkauf.
Und Zeltstädte und Lager von Menschen,
die ihre Häuser verlassen haben,
weil sie die Miete nicht mehr zahlen konnten
oder weil es ihre Städte nicht mehr gab,
geschweige denn Arbeit darin.

Dann kommt man plötzlich an
in der Fata Morgana »Las Vegas«, oder am Tag darauf
in der Fata Morgana »Los Angeles«
und sieht einen Reichtum
unverschämt zur Schau gestellt,
der eine Autostunde zuvor noch undenkbar war.
Und wenn dann nichts mehr zusammengehen will
und jeder Begriff von Natur, oder Zivilisation,
über den Haufen geworfen ist
von einer allumfassenden Künstlichkeit,
dann ist man in der Lage,
eine Inschrift auf einem Klo in Hollywood zu verstehen:
»People here

have become the people
they're pretending to be.«

Mehr kann ich auch über den »Amerikanischen Traum«
nicht hinzufügen.
Er ist so geworden,
wie er immer vorgespielt worden ist.
Er ist so lange ausgebeutet und verwertet worden,
daß er nun selbst nichts mehr ist
als ein Mittel zur Ausbeutung.

Ein Land
an seinen eigenen Traum
verraten und verkauft.

AUS DER TRAUM.

Kafkas ursprünglicher Titel für seinen Roman *Amerika*
war: *Der Verschollene*.
Ein besseres Schlußwort läßt sich kaum finden
für den Amerikanischen Traum:

VERSCHOLLEN.

März/April 1984